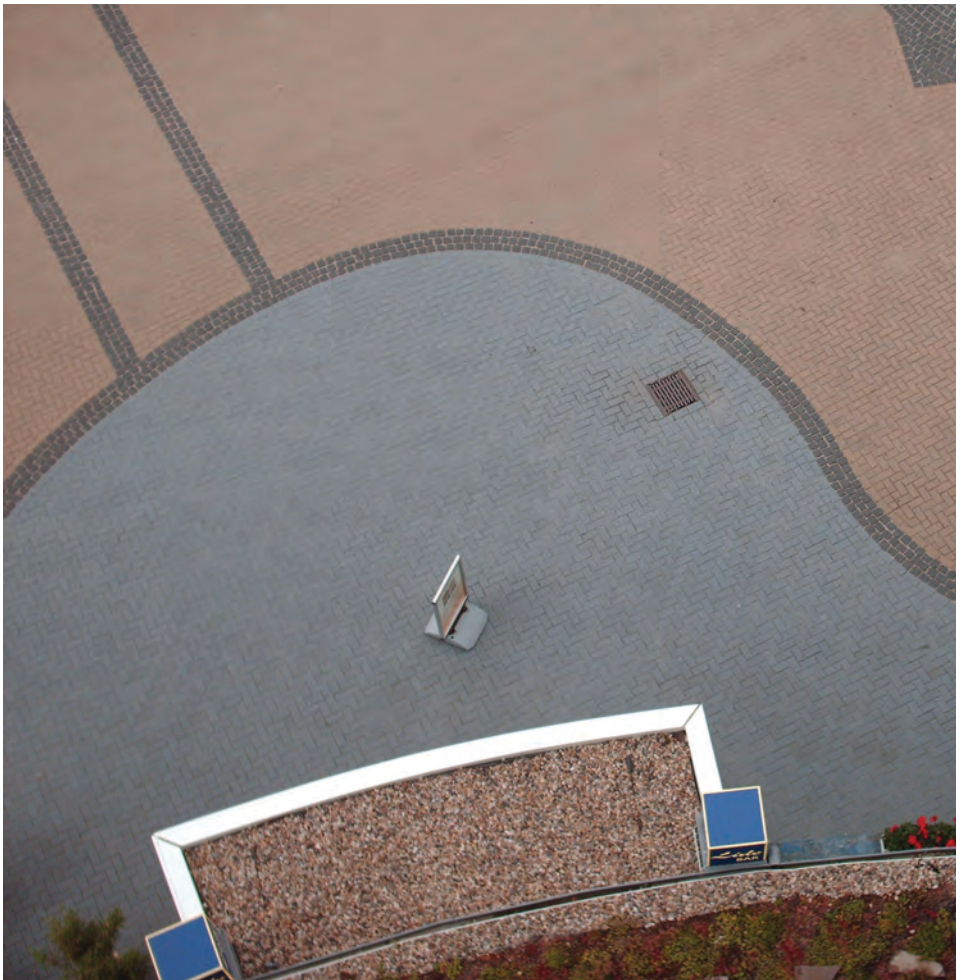


femSCRIPT

Nr. 8

Oktober 2017



INHALT

EDITORIAL	1
Brigitta Klaas Meilier: Fundsachen I	2
Friederike Geffert: Eine andere Art zu leben	3
Nora Dubach: Benachbart	4
Franziska Löpfe: Die Himmelsränder	9
Brigitte Simma: Das Schaufenster	13
Rita Roedel: Handzahn	18
Brigitta Klaas Meilier: Fundsachen II	20

Impressum

Herausgegeben von: femscript.ch, 3000 Bern

Redaktion und Korrektorat: Schreibtisch Zürich
(Brigitta Klaas Meilier, Friederike Geffert, Nora Dubach, Franziska Löpfe, Brigitte Simma, Rita Roedel)

Layout: Elisabeth Hostettler

Druck: Coloroffset AG, 3012 Bern

Auflage: 300 Exemplare

Erscheint 2x jährlich

Preis Einzelnummer: Fr. 8.-

Titelbild: «Ränder» ©Dagmar Schifferli

©Das Copyright ist bei den Autorinnen

Rand-Notizen

Der Rand einer – vielleicht verschütteten
– Flüssigkeit,

die von Wasser bespülten Ufer einer
Küste,

der Saum eines Waldes am Rand einer
Wiese – der Saum einer Wiese am Rand
eines Waldes,

es handelt sich um Fronten, die im Vor-
wärtsgen aufeinander treffen.

Hebt sich das Ufer und lässt das Wasser
weit draussen zurück?

Steigt das Meer und bedeckt das Land,
überschwemmt es?

Nimmt der Wald von der Wiese Besitz?
Dehnt sich die Wiese immer weiter in
den zurückweichenden Wald? Ist die
Flüssigkeit von ihrem Ausgangsort
weitergelaufen, bewegt sie sich über
Flächen, die sie neu erfasst, wird ihr
Einhalt geboten oder schafft sie, indem
sie verwandelt, Neues?

Sich in der Zone des Randes zu bewe-
gen, heisst an der Front zu sein – dort,
von wo aus Eroberung oder Rückzug
stattfindet, wo Auseinandersetzung vor
sich geht.

Auch wer schreibt, schreibend voran-
gehen will, wirkt an der Grenze, an einer
Grenze zu Neuland.

Es ist ein Weg, der beim Gehen entsteht,
einen Übergang zu vollziehen aus einem
Bereich in einen anderen, ein sich Hin-
einerschieben in unbegangenes Neues,
zu Ergehendes – über den Saum des
Randes. Hier an der Grenze, der Front,
gelten die Regeln der Kritik, die sich stets
nachträglich, aus schon Entstandenem
ableiten, nicht mehr.

Gleichwohl sind, bei der Eroberung von
Neuland, in und um uns Kräfte am Werk,
die mitbestimmen, was wir erst dabei
sind kennen zu lernen. Schwerkraft wirkt
an unserer Körperlichkeit. Und die Frage
nach dem Mass an Freiheit und Verant-
wortung ist eine zutiefst bewegende.

Der Raum zwischen Bewusstsein und
greifbarer Wirklichkeit jedoch ist schrei-
bend auslotbar. Im Spielraum der Be-
wusstseinsströme, seiner Möglichkeiten
und damit auch der in ihm möglichen
Unmöglichkeiten, gelingt es, die Ränder
der Wirklichkeit auszudehnen. Lässt das
so erwartungsvoll ersehnte Gegenüber,
den Leser, mitatmen, mitkommen in
ein anderes, vielleicht neues Land des
Sehens, Hörens, Handelns und Wissens.

Brigitte Simma
Schreibtisch Zürich

Fundsachen I

3

ein zerstreutes ich
eingesammelt

angesehen

war nicht meins

4

blau
versammeltes leben

rotgelb
verteilte gefühle

getragene haltung
in schwarz

(im schrank)

Eine andere Art zu leben

Im letzten Winter, der besonders streng gewesen war, hatte ihm ein guter Mensch sein Gartenhäuschen überlassen. Dort durfte er bleiben. Und auch jetzt noch – die Tage waren wärmer geworden und der Sommer nahte, durfte er bleiben. Das Gartenhaus lag auf einem grossen Anwesen direkt am Stadtrand. Es gab dort zwei Wohnhäuser und ein paar Ställe, die niemand mehr benutzte.

Er fühlte sich sehr wohl dort. Sein Wohnraum war winzig klein, aber für ihn war genug Platz da. Eine schmale Pritsche an der Wand diente ihm als Bett. Er schlief dort immer sehr gut. Über seinem Bett lag die bunte Decke, seine Mutter hatte damals deren Ränder liebevoll umhäkelt. Diese Decke war das einzige, das er seit seinem frühen Leben immer mit sich getragen hatte und auf das er stets sehr gut achtgegeben hatte.

An der Rückwand eines der Ställe gab es ein WC und einen Wasserhahn mit kaltem Wasser. Fliessendes Wasser, so viel er wollte! Was für ein Luxus! Es war früher immer sehr schwierig gewesen, sich sauber zu halten, besonders im Winter. Im Sommer war es etwas einfacher. Er erinnerte sich daran, wie er in warmen Sommernächten – es war weit nach Mitternacht, zum Stadtbrunnen gegangen war. Er hatte sich vergewissert, dass die

Fenster der umliegenden Wohnhäuser dunkel waren und dass niemand mehr auf der Strasse war. Dann setzte er sich nackt auf den Brunnenrand. Zuvor hatte er noch im Supermarkt ein Stück Seife geklaut, und nun seifte er sich gründlich ein. Dann liess er sich in den Brunnen gleiten und badete ausgiebig. Er musste lächeln, als er daran zurückdachte.

Auf dem Fenstersims lag seine Spiegelscherbe. Letztens hatte er neben einem Glaskontainer einen zerbrochenen Spiegel gefunden, und da nahm er ein grosses dreieckiges Stück mit. Er betrachtete sich im Spiegel. Er war gealtert in den letzten Jahren, Bart und Haare waren weiss geworden, sein Gesicht faltig. Wenn er an sein Geburtsjahr dachte - so alt war er eigentlich noch nicht. Aber das Leben, das er in den letzten Jahren geführt hatte, liess einen Menschen wohl schneller altern.

Im Spiegelbild sah er, dass er immer noch seinen Hut auf hatte. Er hatte oft seinen Hut im Haus an, er vergass es einfach, ihn abzulegen. Wahrscheinlich stammte diese Angewohnheit noch aus dem Leben auf der Strasse. Es war oft kühl, und da war man froh, einen Hut auf dem Kopf zu haben.

Benachbart

Jana erhielt von der Uni Zürich, bei der sie Probandin im Psychologischen Institut war, eine neue Studienanfrage zum Thema «Umgang mit Fremden.» Sie meldete sich umgehend an. Das Thema interessierte sie sehr.

Eine Woche später stand sie vor der Tür des sogenannten «Labors». Im Gang liefen Studenten aus verschiedenen Kontinenten an ihr vorbei. Die junge Studienleiterin, begrüßte sie herzlich, danach betraten sie den Raum. Die junge Frau bot ihr einen Stuhl an. Auf dem Tisch lagen ein Formular und ein Bleistift. Zunächst wurde sie mit Elektroden verkabelt, ähnlich wie bei einem EKG. Es sollte aufzeigen, wie aufgeregt sie war, während sie auf fremde Menschen traf. Nervös war sie nicht, weshalb auch. Sie war neugierig auf die Person, die gleich das Zimmer betrat. Gespannt schaute sie zur Tür, die sich langsam öffnete. Eine ältere, abweisend wirkende Person mit kurzen grauen Haaren begrüßte sie. Distanziert nahm die unbekannte Frau auf dem Stuhl neben ihr Platz. Gemeinsam schauten sie auf einem Monitor einen Film mit wunderschönen Landschaften an, Bilder aus fernen Ländern mit exotischen Pflanzen und Früchten. Danach stellte die Studienleiterin das Gerät ab, bat sie, sich einander vorzustellen. Danach sollte ein lebhaftes Gespräch stattfinden.

Frau Hauser blieb verschlossen wie eine Auster. Darum stellte ihr Jana banale Fragen.

Über sich zu sprechen, fand sie an-

massend. Also gab sie sich einen Ruck und begann: Finden Sie nicht auch, wie schön diese Fotos sind, die Natur gibt einem so viel Energie und Freude. Frau Hauser erwiderte ihre Aussage nur knapp, nickte kurz mit dem Kopf. Nie schaute sie zu ihr herüber, drehte ihren Kopf immer wieder zur Seite.

Gar nicht so einfach, mit dieser Person in Kontakt zu treten, dachte sie konsterniert.

Was empfindet ein Mensch mit dunkler Hautfarbe oder aus einem anderen Kulturkreis bei einer solchen Missachtung, dachte sie. Normalerweise fiel ihr eine Unterhaltung nicht schwer. Manchmal ertappte sie sich, wie sie im Zug verstohlen zu den Dunkelhäutigen oder verschleierten Personen abschätzig schielte. Der Blickkontakt endete fast immer mit einem Lächeln oder einem kurzen Gespräch.

Wie sollte sie vorgehen? Sie hatte sich keine Strategie zurechtgelegt. Mit humorvollen Geschichten konnte sie bei ihr nicht landen, gleich am Anfang auf intellektuell zu machen, war auch keine gute Idee. Von der Frau kam absolut nichts. So erzählte sie ihr, dass sie Künstlerin sei. Ohne grosses Interesse antwortete sie: Und was machen Sie? Sie sagte: Schreiben und Malen. Es schien Frau Hauser nicht besonders zu interessieren. Da Jana Hochdeutsch sprach, fragte sie sie in einem süffisanten Ton: Wie lange leben Sie schon in der Schweiz? Jana antwortete: Schon sehr lange, etwa fünfzehn Jah-

re, meine Grossmutter war Schweizerin, durch Verwandte bin ich in die Schweiz gekommen. Frau Hauser fragte sie: Wenn Sie schon so lange in der Schweiz leben, warum bemühen Sie sich denn nicht, Mundart zu reden, das sind Sie der Schweiz schuldig. Dabei erhob sie ihre Stimme. Das machte Jana angriffig. Wütend dachte sie, was ging es diese Person an, wie sie sich sprachlich ausdrückte, sie redete so, wie es ihr passte, diese graue, schlecht gelaunte Maus hatte sie nicht zu kritisieren.

Durch meine Lesungen bevorzuge ich die deutsche Sprache, antwortete Jana. Finden Sie das den Schweizern gegenüber nicht überheblich, sich sprachlich so abzugrenzen, fragte Frau Hauser in spitzem Tonfall zurück. Das reine Hochdeutsch haben Sie sich inzwischen ja auch abgewöhnt, da können Sie sich auch bemühen, unsere Sprache richtig zu lernen. Innerlich kochte Jana vor Wut, liess es sich aber nicht anmerken. Ihr Herz schlug laut. Sie fühlte sich unsicher, in die Enge getrieben. Schade um die verlorene Zeit, die sie hier mit dieser arroganten Person verbringen musste, schoss es ihr durch den Kopf. Sie verspürte keinerlei Lust, sich mit dieser unsympathischen Frau anzulegen.

Deshalb schwieg sie. Wegen ihrer Sprache hatte sie noch nie Probleme. Wichtig war ja, dass sie Dialekt verstand.

Mit den Nachbarn und im Freundeskreis kam sie mit Englisch und Deutsch bestens zurecht. Wenn nicht, versuchten sie es mit Händen und Füssen. Ihre Freunde kamen aus Frankreich, England, Schwe-

den, Holland und Thailand. Sie pflegten ein herzliches Verhältnis und feierten viel miteinander.

Ausgenommen Irene, die ihr gerade einfiel.

Sie dachte an den zweiten Neujahrstag, an dem Christiane Irene, Dora und Jana um sechs Uhr zu einem Apèro eingeladen hatte. Gutgelaunt stiessen sie auf das neue Jahr an, genossen die feinen Häppchen und den Champagner. Gegen neun Uhr verliessen sie gemeinsam das Haus, liefen die kleine steile Sackgasse hinauf. Irene wohnte schräg gegenüber von Jana, Dora nur ein paar Häuser weiter entfernt. Beim Abschied rief Irene von der anderen Strassenseite zu ihr herüber: Jana, an Ihrem Geburtstag bin ich mit Rolf in Davos, einen Tag vor meiner Abreise lege ich eine Karte in Ihren Briefkasten. Sie bedankte sich für den Gruss im Voraus und lief zu ihrer Wohnung.

Schon zum dritten Mal bekam sie eine dieser selbstgemachten Karten. Sie sahen perfekt aus in Form und Farbe, keine Klebespuren waren zu sehen.

Sie hegte keinerlei Ambitionen, diese Perfektionistin, die ständig ausser Atem war, näher kennen zu lernen. Ihre Kleidung war farblich genau abgestimmt, ganz gleich, ob sie einen Blazer, ein Kleid, Foulard oder Schuhe trug, alles passte zusammen. Ungeschminkt traf man sie nie an. Auf ihrem Gesicht klebte zentimeterdick gelb-braunes Make-up. Der hellblau oder grell grün schillernde Lidschatten passte sich dem jeweiligen Kleidungsstück an. Irene überliess nichts

dem Zufall. Sie kam immer wie aus dem «Trückli» daher. Nie hatte Jana das Bedürfnis verspürt, Irene zu einer Tasse Kaffee einzuladen.

Es war eine nette Geste, ihr ein Geschenk mit der Geburtstagskarte in den Briefkasten zu legen. Richtig freuen konnte sie sich nicht darüber.

Sie waren benachbart, wohnten nah beieinander, aber befreundet waren sie nicht. Zu den anderen Nachbarn hatte sie ein sehr gutes Verhältnis, man half einander, wenn es nötig war. Doch mit Irenes Fragerei und dem hohem Leistungsanspruch an sich und andere hatte sie grosse Mühe. Das geschah meistens im voll besetzten Bus oder auf dem Nachhauseweg. Ihre Neugier war ihr lästig, sogar peinlich, wenn sie laut ihren Namen rief und Fragen quer durch den Bus stellte. Immer öfter machte sie einen Umweg, wenn sie Irene sah, damit sie nicht von ihr angesprochen wurde. Ihr Verhalten war kindisch, wenn sie den hinteren Ausgang vom Bus nahm, um Irene nicht zu begegnen. Ganz gleich, wann sie sich sahen, stöhnte Irene: Was ich heute wieder alles gemacht habe, geputzt, gewaschen, ein angefangenes Kleid fertig genäht, noch rasch aus dem Garten Salat und Kräuter geholt, heute Abend ist Chorprobe. Morgen das Nähkästchen aufräumen, Babysitting, Blumen umtopfen, den Balkon schrubben.

Darauf hatte sie keine Antwort, sie kam sich erbärmlich vor. Gleichwertiges konnte sie nicht vorweisen, obwohl sie sich mit ihren kreativen Beschäftigungen nicht hinten anstellen muss. Der Haushalt

war eben nicht so wichtig.

Am 11. Januar, an Janas Geburtstag, lag keine Karte von Irene in ihrem Briefkasten.

Sie mass dem Umstand keine grosse Bedeutung bei.

Eine Woche später rief ihre Freundin Christiane sie fassungslos an. Bestürzt erzählte sie: Ich kann es immer noch nicht glauben, heute rief mich Rolf aus Davos an und berichtete mir, dass Irene auf einer Wanderung zusammengebrochen sei. Sie liege im Spital im Koma. Man wolle sie so bald als möglich nach Zürich ins Universitätsspital überführen. Genaueres könne man zum jetzigen Zeitpunkt nicht sagen.

Jana hörte zu, war mit ihren Gedanken nicht bei Irene. Aus Anstand stammelte sie irgend etwas in den Hörer. Traurig war die Nachricht von Christiane schon, aber so richtig berührt hatte es sie nicht. Es gab ja keine emotionale Bindung zwischen ihr und Irene.

Drei Tage später erfuhr sie von Dora, dass Irene an den Folgen einer Hirnblutung gestorben sei. So locker konnte Jana diese Nachricht nicht wegstecken.

Wäre es nicht ihre Pflicht gewesen, Irene im Spital zu besuchen, sie zu berühren, auch wenn sie im Koma lag? Sie hatte Gewissensbisse und fühlte sich einen Moment lang unwohl.

Sie wäre sich heuchlerisch vorgekommen mit einem Blumenstrauss an Irenes

Bett zu sitzen. Sie versuchte sich ein letztes Bild über Irene zu machen. Hatte sie ihre Talente und ihren ausgeprägten Ehrgeiz falsch eingeschätzt? Vielleicht hatte Irene die Hausarbeiten, das Nähen, den Garten und die vielen Hobbies mit grosser Freude ausgeübt – oder lechzte sie nach Bewunderung?

Nach der Abdankungsfeier und dem Besuch auf dem Friedhof fühlte sie sich mit sich im Reinen.

Sie hatte keinerlei Bedenken, falsch gehandelt zu haben.

Einen Moment lang war sie abgedriftet. Sie kam in die ungemütliche Realität zurück.

Grosse Lust auf eine Diskussion mit Frau Hauser hatte sie nicht.

Das zähe Geplänkel zog sich noch eine Weile hin. An ein sinnvolles Gespräch war nicht zu denken. Nach zehn Minuten knapp gehaltener Fragen und Antworten war der Anlass gottlob beendet. Sie musste noch ein Formular zu ihrer momentanen Befindlichkeit ausfüllen.

Auf einer Skala zwischen eins und sechs sollte sie ihre Gefühle dokumentieren.

Auf keinen Fall liess sie sich durch diese Person zurückstufen. Sie unterstrich dick die fünf. So viel Selbstbewusstsein konnte sie aufbringen, sich eine gute Note zu geben.

Die Studienleiterin befreite sie von den Elektroden. Ihre reservierte Gesprächspartnerin erhob sich, verliess sprachlos den Raum. Ihr Verhalten verwunderte sie nicht. Wie ratlos muss sich ein Fremder fühlen, einfach so übergangen zu werden. Ein unangenehmes Gefühl.

Erleichtert stand Jana auf und freute sich auf ihre Freiheit. Dringend brauchte sie erst einmal viel frische Luft und Bewegung. Als sie die Tür öffnete und den Gang betrat, kam Frau Hauser lachend auf sie zu und sagte zu ihr: Es tut mir leid, Frau Keller, dass ich so abweisend und gemein zu Ihnen war, es gehörte zu meiner Aufgabe, eklig zu sein. Ich sollte Sie provozieren, Sie haben sich sehr gut geschlagen. Ich bin Schauspielerin.

Lachend tauschten sie sich über Dieses und Jenes aus. Im Laufe des Gesprächs kamen sie sich näher und erfuhren, dass sie im selben Dorf am See lebten, nur ein paar Häuser weit voneinander entfernt. Durch die verschiedenen Tagesabläufe waren sie sich nie begegnet.



(Bild: pixabay.com)

Die Himmelsränder

Ich war älter geworden und nachdenklicher, sass oft lange am Fenster, mit den Armen im Schoss, und schaute auf das vorbeifliessende Wasser. Dabei wurde mir bewusst, dass ich noch nie einen Menschen hatte sterben sehen. Oft hatte ich Menschen durch schwierige Umstände begleitet und sogar bei einer Geburt war ich dabei gewesen, doch das Erlebnis des Sterbens ist mir bis heute vorenthalten geblieben, worüber ich ein tiefes Bedauern empfinde.

Lag es daran, dass ich keinen medizinischen Beruf erlernt und ausgeübt habe? Daran, dass Sterben nur noch in Hospitälern stattfindet und nicht mehr in Häusern? Hatte es mir an Zeit gefehlt oder war der Tod jeweils allzu plötzlich eingetroffen?

Immer wieder sind Menschen in meinem Umkreis gestorben, was ich erst hinterher erfuhr. Den ersten Toten sah ich als Vierjährige. Da lebte ich mit meinen Eltern und Brüdern in einem Dorf in den Bergen, als ein armer Bauernknecht starb, und seine Verwandten, wie es der Brauch war, bei ihm drei Tage und drei Nächte hätten Totenwache halten sollen. Drei Tage und drei Nächte sind im Sommer für Bauern eine lange Zeit, wenn viele Arbeiten gleichzeitig anfallen. So schickten sie ihre jungen Töchter zu dem armen Verwandten, denn ein würdiger Abschied stand jedem zu, so er kein Selbstmörder oder Andersgläubiger war. Diese Mädchen, die dazumal ein paar Sommer lang meine Spielkameradinnen waren,

stiegen gehorsam in den Dachstock des kleinen Hauses, in dem der Tote gewohnt hatte, und ich folgte ihnen nach. Schwyzerli, so sein Spitzname, lag aufgebahrt auf einem Schragen, gekleidet in braun-graues Wolltuch, seinem Sonntagsgewand, hatte das Kinn hochgebunden, die Hände über der Brust gefaltet. Ich berührte sein Gesicht, ohne Angst, mit fast wissenschaftlicher Neugierde, und die Tatsache, dass seine Bartstoppeln noch immer weiterwachsen würden, fand ich aufregend. Ich kannte ihn kaum, war ein paar Mal in der Nähe gewesen, als die grösseren Buben ihn verspotteten, ihm Schwyzerli, Schwyzerli hinterherriefen und sich freuten, wenn er wütend wurde. Ich murmelte irgendetwas, weil ich die Gebete nicht kannte, und liess den Rosenkranz durch die Finger gleiten. Meine Freundinnen unterhielten sich flüsternd über den Knecht. Im Dorf sagte man über ihn, er sei ein Heimlifeisser, sei nicht arm, sondern im Gegenteil, sehr reich und halte zwischen den Dachlatten womöglich Hunderternoten versteckt. Diese Hunderternoten suchten wir später nach dem Beten, und weil wir sie nicht fanden, nahmen wir Heiligenbildchen und alte Bibeln mit, die in der Kammer lagen und die ich danach ehrfürchtig aufbewahrte. Diese Totenwache war spannend gewesen, denn wir Kinder hatten dabei eine wichtige Rolle gespielt. Grauen vor dem Tod empfand ich erst Jahre später bei einem schwer verletzten Motorradfahrer am Strassenrand, von dem in der Zeitung danach stand, er sei noch an der Unfallstelle verstorben.

Auch was der Tod bei denen anrichtet, die zurückbleiben, erlebte ich von Nahem:

Die Familie einer Freundin verlor ihren jüngsten Sohn, der mit elf Jahren ganz unerwartet durch einen Hirnschlag sterben musste. Die Mutter, die ich sehr liebte und als meine zweite Mutter betrachtete, erstarrte in ihrer Trauer und wurde bitter. Es gab nie mehr den besten Bohnensalat auf Gottes Erden und vergnügte Stunden für uns Mädchen auf der Küchenbank. Traurig wandte ich mich ab und anderen zu, aber ihre Tochter, meine Freundin, blieb zeitlebens im Unglück ihrer Mutter gefangen.

Einer meiner Onkel starb jung durch einen Autounfall und liess eine Witwe und zwei kleine Buben zurück. Wie war es möglich, diese Frage beschäftigte uns alle, dass die Buben und die Mutter in demselben Auto unversehrt blieben, der Vater aber tot war? Ein paar Jahre später half ich dieser Tante im Haushalt und passte auf die Buben auf, meine Vettern. Sie war eine schöne Frau und nun wieder beschäftigt mit Männergeschichten und Heiratsplänen, mit deren Schilderungen sie nicht geizte und die ich gierig aufzog. Ich hörte ihr mit grosser Neugier zu und erzählt alles weiter. Dass sie im Laufe ihres Lebens noch einen weiteren Mann und beide Söhne verlor, empfinde ich heute als grausames Schicksal. Ich habe sie lange nicht gesehen. Manchmal besuchte ich eine nahe Freundin von ihr, die einen Laden führte und liess ihr Grüsse ausrichten. Sie bleibt in meiner Erinnerung eine Frau, die übermütig lachend den Käse ohne Brot ass, was missbilligt wurde, eine

Frau, die so tat, als könne ihr nichts und niemand etwas anhaben und die damit vielleicht das Schreckliche anzog.

Der jugendliche Sohn einer Freundin schied freiwillig aus dem Leben. Ich bekam die schlimme Nachricht durchs Telefon. Meine Freundin wollte unbedingt, dass ich mir einen Stuhl hole und mich setze. Wie bringt sie es fertig, dachte ich, an meine Befindlichkeit zu denken, sie, die gerade einen Sohn verloren hat? Warum schreit sie nicht, rauft sich die Haare, tobt? Ich weinte in der Kirche, zusammen mit vielen Jugendlichen, die an die Beerdigung gekommen waren. Wir alle hatten ihn nicht zurückhalten können. Warum, warum nur, wo er doch so begabt war, Freunde hatte, gute Lehrer, liebende Eltern? Sein Bruder litt am meisten, zog weg von den Eltern, dann wieder zu ihnen zurück, dann wieder weg, wollte nichts mehr lernen, nichts arbeiten, man musste sich um ihn Sorgen machen. Es schmerzte mich und ich fühlte mich ohnmächtig, denn die drei Zurückgebliebenen litten lange unter diesem Schock und verschlossen sich vor mir. Schliesslich sind sie ausgewandert und haben in einem anderen Land wieder Fuss gefasst. Dort leben sie in einem selbstgebauten Haus, mit einem Hund und Nachbarn, die von alledem nichts wissen.

Unvergesslich ist mir auch ein kleiner Patient, ein Fünfjähriger, ein sehr vernachlässigter Bub, der vor mir wusste, dass er sterben würde. Bei seinem letzten Besuch schwang er sein Bündel über die mageren Schultern und wünschte mir ein gutes Leben. Später stand in der Zeitung, er und seine Geschwister seien

verbrannt. Seine Mutter habe lediglich die Vögel aus ihrer Volière retten können, nicht aber ihre Kinder. Ich bin überzeugt, dass er geahnt hat, wie sein Schicksal verlaufen würde, und ich bin beeindruckt darüber wie unerschrocken er es annehmen konnte.

Noch näher, körperlich nah, ging mir der Tod eines Studienfreundes und zeitweiligen Geliebten, der mit dreissig Jahren an den Nebenwirkungen starker Medikamente an Herzversagen starb, gerade als er dachte, sein Krebs sei endlich überwunden. Dass dieser warme, lebendige Leib nun kalt und tot sein sollte, überstieg mein Fassungsvermögen. Bei ihm am Krankenbett zu wachen, war mir versagt, das war seiner Gefährtin und seinen Geschwistern vorbehalten. Ich musste auf sein Sterben warten, in Anspannung, aber ausgeschlossen. Genauso war es später bei einer Freundin, die umgeben war von Mann und Kindern und bei der ich nur für abgezählte Minuten im Krankenzimmer verweilen durfte. Einmal noch, ein letztes Mal nach ihrer Tumoroperation, führte ich sie im Rollstuhl spazieren und hatte Gelegenheit, mich bei ihr für ihre Freundschaft zu bedanken und dafür, dass sie mir so oft eine Quelle für Inspiration gewesen war. Beide wussten wir beim Abschied, dass es für immer war. Sie hatte als Ärztin gesehen, wie Menschen sterben, und diese Erfahrung mit dem Erlebnis der Geburt verglichen. Es sei ein grosses Geschenk, wenn man dabei sein dürfe.

Einige Male ging ich nicht an eine Beerdigung. Das erste Mal, an das ich mich erinnern kann, bei meiner Klavierlehrerin.

Es war schönes Wetter, ihr Krebs war mir unheimlich und ich war jung und wollte nicht in einer düsteren Kirche sitzen und Orgelmusik hören, und ich nahm ihr übel, dass sie meinen jüngeren und musikalischeren Bruder vorgezogen hatte. Ein andermal wurde der Mann einer Freundin begraben, den ich kaum kannte, und von der ich dachte, sie habe genug Freundinnen und Bekannte, vorallem bedeutendere. Ich hatte Hemmungen und konnte mich nicht überwinden, zu dieser Gesellschaft zu stossen.

Bei der Beerdigung eines Lehrers, der mir einmal viel bedeutet hatte, nahm ich mir keine Zeit, denn ich meinte damals, ich hätte viel und Wichtigeres zu tun.

Ich habe es jedes Mal bereut, wenn ich nicht dabei war, und empfand es als Versagen.

Meinen Vater begleitete ich, als er bereits hirntot war, nicht sterbend. Ich wachte bei ihm eine Nacht lang und sah zu, wie sich sein Brustkorb hob und senkte, von einer künstlichen Lunge aufgeblasen wie ein Luftballon. Ich sass an seinem Bett in einem kleinen Landspital. Meine Mutter war nicht da. Es lag an mir, dafür zu sorgen, dass Vater kein Leid mehr geschah, dass er nicht als Pflegefall enden müsste, gänzlich auf fremde Hilfe angewiesen. Das Röntgenbild zeigte, dass sein Hirn durch einen Schlaganfall fast gänzlich zerstört worden war. Sein starkes Herz schlug weiter, sein Körper sollte warm und rosig bleiben, bis der Oberarzt die Erlaubnis auf seinem Pult liegen hatte, die Herz-Lungenmaschine abstellen zu dürfen. Dazu musste meine Mutter von ihrer

Reise zurückkommen. Vater war zu Hause alleine gestorben. Eine Stehlampe lag am Boden, ein Lehnstuhl war umgekippt, als meine Schwester ihn in der Wohnstube fand. Nun, im Spitalzimmer, zeigte das schwache Licht die Umrisse von Vaters Körpers, der bis zur Taille mit einem weissen Leintuch bedeckt war. Es war still, bis auf das Geräusch der Pumpe. Vaters warme Füsse in Händen, suchte ich in seinem ausdruckslosen Gesicht nach etwas Lebendigem, aber stattdessen fand ich alte Vorwürfe. Ich hatte mich als Kind vor ihm gefürchtet, wenn er aufbrausend und jähzornig war. Die gewaltsame Art, mit der sein Körper in dieser Nacht am Leben erhalten wurde, liess keine Zuneigung, keine Trauer zu. Am Morgen, als ich ihn beruhigt daliegen und grauer werden sah, als er endlich richtig tot war, fühlte ich mich erleichtert und frei.

Ein paar Jahre später, bekam ich die Nachricht, meine Mutter liege im Sterben. Als ich sie im Spital besuchte, lag ihre Hand auf der Bettdecke, unerwartet warm und trocken, eine Schlangenhaut. Ich streichelte ihre Hand, überrascht von meiner Empfindung und Erinnerung. In der Turnhalle während meiner Schulzeit hatte ein Schausteller eine Python um den Hals getragen und vorgeführt. Die Mutigsten durften ihre warme, weiche Haut anfassen. Daran erinnerte mich Mutters Hand.

Ich setzte mich auf die Bettkante und betrachtete das kleine, angespannte Gesicht mit dem schweissfeuchten, grauweissen Haarschopf. Der Kopf lag leicht zur Seite geneigt und hie und da entwand sich ein Stöhnen ihrem Mund. Die unruhigen Finger ihrer anderen Hand spazierten auf dem Leintuch, nach hinten, nach oben, als müssten sie stellvertretend den schweren Weg gehen, fort, aus dem Bett hinaus, direkt in den Himmel. Ich hätte gerne geholfen, Mutter die Stufen hinaufzuschieben, denn ich war sicher, dass sie hinaufwollte und dass sie fest daran glaubte, hinauf zu kommen. Und nun war sie fast angelangt, musste nur noch wenige Meter gehen, um den Ausweg zu finden. Sie war nicht reich gewesen und immer grosszügig. Sie würde das Nadelöhr durchstossen.

Bald würde meine Schwester eintreffen, die den Platz an Mutters Sterbebett dringender brauchte als ich. Und da wir nicht gelernt hatten zu teilen, erhob ich mich und lief ein letztes Mal davon, noch bevor Mutter für immer gegangen war.

An alle diese Erfahrungen erinnerte ich mich, während ich auf meiner Fensterbank sass, und mir wurde beim Betrachten des fliessenden Wassers bewusst, dass es so war und so bleiben würde.

Das Schaufenster

Im spiegelnden Glas des Auslagenfensters, vor dem ich stillgestanden war, um die dahinter ausgestellten Mäntel zu betrachten, sah ich die Gestalt einer kleinen, fast hageren Frau, welche auf dem meiner Strassenseite gegenüberliegenden Gehsteig entlang ging.

Sie trug den Kopf vornüber geneigt und stützte sich auf einen Stock. Vom Grau der umgebenden Häuser hob sie sich deutlich durch das leuchtende Weiss ihres Haares und die kräftige Farbe ihres grünen Mantels ab.

Während die Gestalt der Alten als Spiegelbild die Auslage vor mir durchquerte, ging sie auf eine Kleiderpuppe zu, die, mir ihr Profil zuwendend, im Schaufenster stand und deren Mantel, wie mir plötzlich auffiel, in Farbe und Schnitt jenem der alten Frau ganz merkwürdig glich. Überrascht von diesem seltsamen Zufall wanderte mein Blick zwischen der Puppe und der sich auf diese zu bewegendem Spiegelung hin und her, bis die Gestalt der Frau den Rücken der Puppe erreicht hatte und in sie eintrat. In wenigen Augenblicken schob sich ihr Körper vollkommen über den der Kleiderpuppe und wurde mit ihm eins.

Verwundert wartete ich darauf, dass die alte Gestalt sich wieder von der Puppe lösen und ihren Weg als Spiegelung über das Glas fortsetzen möge, entdeckte nun aber vor dem Profil der Puppe gleichzeitig deren Gesicht von vorne, welches mir mit weit aufgerissenen Augen entgegenstarrte.

Unvermittelt kehrte ich der Auslage den Rücken, wollte ein wirkliches Bild sehen, weder Puppe noch Spiegelung, nur den Menschen, wenn auch alt und gebückt, auf der anderen Strassenseite.

Als ich mich aber umdrehte, um die Alte anzusehen, die hinter mir den Gehsteig entlanggehen musste, sah ich, dass da niemand war, und obwohl ich die Strasse hinauf und hinabspähte, konnte ich keinen einzigen Menschen entdecken.

Überlegend, ob die Frau in dem kurzen Augenblick, in welchem ich mich von der Auslage der Strasse zugewandt hatte, in ein Haus gegangen sein könnte, in ein Geschäft auch, sah ich erneut die Puppe in der Auslage an, aber es war die alte Frau, die jetzt im Schaufenster stand. An Stelle ihres Profils, sah mir ein altes Gesicht mit offenem Mund und geweiteten Augen von vorne entgegen und als ich die Hand an die Lippen hob, um einen entsetzten Schrei aufzuhalten, war es die Hand der Alten, die das Gleiche tat.

Zwingend erfasste mich die Vorstellung, zwar ausserhalb, jedoch auch in der Auslage zu stehen, und ich ging einige Schritte rückwärts, um Abstand zu dem Schaufenster zu gewinnen. Dabei erschien der Name des Geschäftes in grossen Lettern über dem Fensterglas und da stand:

EXIT

und darunter:

Sich den Tod zu kaufen, erlaubt
AKZEPTANZ und AUSWAHL, gestattet
INITIATIVE.

«Sterben kann man überall, wenn nicht hier, so anderswo», meldete sich eine fast vergessene Stimme in meinem Kopf, und rasch entschlossen betrat ich den Laden.

«Sie bieten Möglichkeiten zu sterben an?», fragte ich die Frau hinter dem Ladentisch, die so stark süsslichen Geruch ausströmte, dass ich mich veranlasst fühlte, so weit wie nur möglich von ihr entfernt, fast an der Türe, stehen zu bleiben.

Die Angestellte nickte entgegenkommend.

«Wir offerieren verschiedene Tode», antwortete sie. Sie wies mit der Hand auf das Fenster nun in meinem Rücken.

Nehmen Sie zum Beispiel den Tod, dem die alte Frau im Schaufenster entgegen sieht. Er hat sein Gedächtnis behalten.»

«Sein Gedächtnis behalten, wie meinen Sie das?», fragte ich verwundert.

«Nun», entgegnete die Verkäuferin, die einen kompetenten und überdies sehr gepflegten Eindruck machte, «es ist so, dass wir grundsätzlich zwischen zwei Toden unterscheiden, von denen jeder seinerseits wieder in zahlreiche Kategorien unterteilt werden kann. Wir haben ein grosses Angebot, und Sie finden es auch in dieser Broschüre.» Sie zeigte auf einen kleinen Stoss von schwarz gebundenen Heftchen zu ihrer Linken.

«Der Tod im Fenster», fuhr sie fort, «gehört zu der grossen Gruppe des langsa-

men Sterbens und im Speziellen wieder zu der Kategorie jener Tode, die sich wissend erleben, weil sie ihr Gedächtnis nicht verloren haben.» Sie machte eine kleine Pause, wie um sich meines Willens ihr zu folgen zu vergewissern, und setzte fort: «Es gibt jedoch auch Arten des raschen Todes, die sich bewusst erleben, das heisst also, die das Gedächtnis behalten.»

«Zum Beispiel?», fragte ich neugierig geworden. «Nun», erhielt ich zur Antwort, «zum einen sind das alle gewaltsamen Tode, aber da kann ich Sie nicht bedienen. Zum anderen können Sie die Sterbehilfe in Anspruch nehmen. Diese ist direkt bei mir zu bestellen. Was aber noch viel zu wenig bekannt ist, ist die Tatsache, dass auch die Möglichkeiten käuflich sind, die eine solche Sterbehilfe erforderlich machen.»

«Wie das?», konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

«Nehmen Sie Krebserkrankungen der Lunge oder der Harnblase», war die Antwort. «Wenn Sie an einer solchen Krankheit sterben wollen, was voraussetzt, Sie wissen, wie vielerlei Natur die unstillbaren Qualen von Krebserkrankungen sind, und nehmen die Ausgaben für einen solchen Tod in Kauf, so können Sie unter hoher Wahrscheinlichkeitsgarantie bei uns diese Todesart erwerben, um schliesslich in den Genuss unserer Sterbehilfe zu gelangen.»

«Also», sagte ich langsam, «die Möglich-

keit, sich seinen Tod zu kaufen, war mir schon bekannt, aber ihn auch vorzubereiten, ja, wenn ich Sie richtig verstehe, ihn in die Wege zu leiten, das scheint mir doch zu viel versprochen ..., vor allem kann ich mir nicht denken, dass jemand, der bei klarem Verstand ist, sich einen entsetzlichen Tod bestellt.»

«Und doch geschieht es täglich so», beharrte die Verkäuferin.

In diesem Augenblick erinnerte ich mich daran, Kaffee zu trinken, wohl wissend wieviel besser es wäre, von ihm zu lassen, da mein Blutdruck erhöht ist – einfach, weil ich nicht auf die belebende Wirkung dieses heissen, schwarzen Getränkes verzichten zu können glaube, und fragte:

«Meinen Sie auch Genussmittel damit?»

«Gewiss doch!», antwortete die Frau lebhaft und wies wieder auf die Broschüre – «Wir haben alles genau geprüft, zusammengestellt und angeboten: Kaffee, Alkohol, Nikotin und verschiedene andere Drogen, jede für sich, aber auch im Multipack.»

Durch die geschlossene Ladentüre war gedämpft der Glockenschlag eines nahen Kirchturms zu vernehmen. Ich zog meine Hand, die ich schon nach einem der Informationshefte ausgestreckt hatte, zurück.

«Da fällt mir etwas ein», und als ich das sagte, fühlte ich leichten Schwindel in mir aufsteigen, «unlängst war am Radio

zu hören, dass ein Patient nach erfolgter Sterbehilfe, so schnell wie vorher geplant, nicht sterben wollte, weshalb sich der am Bette anwesende Helfer genötigt sah, mit einem Plastiksack den letzten Willen des Sterbenden zu realisieren ...»

«Ein kleiner Betriebsunfall», kam glatt und schnell die Antwort, «gewiss ein Unfall, der unserem Geschäftsgang sehr geschadet hat. Aber ein Fehler kann einmal vorkommen, damit muss man – sterben – nicht wahr?»

«Mord, ich halte das für Mord», würgte ich hervor.

«Aber bedenken Sie doch, wie viele Menschen andererseits vor entsetzlichen Qualen durch unser Eingreifen verschont bleiben können ...»

Indem ich mich so gerade aufrichtete, wie ich nur konnte, drehte ich mich um zu dem Schaufenster in meinem Rücken, welches durch einen halb durchsichtigen Vorhang vom übrigen Laden getrennt war, stiess diesen beiseite und packte den Stock der Puppe im Fenster.

«Und Sie? Werden Sie auch Sterbehilfe in Anspruch nehmen, wenn man meint, Sie seien so weit, ihrer zu bedürfen?»

Die Frau öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Dann sagte sie:

«Ich verkaufe hier. Das ist ein Geschäft wie jedes andere auch. Ich muss ja schliesslich von etwas leben.»

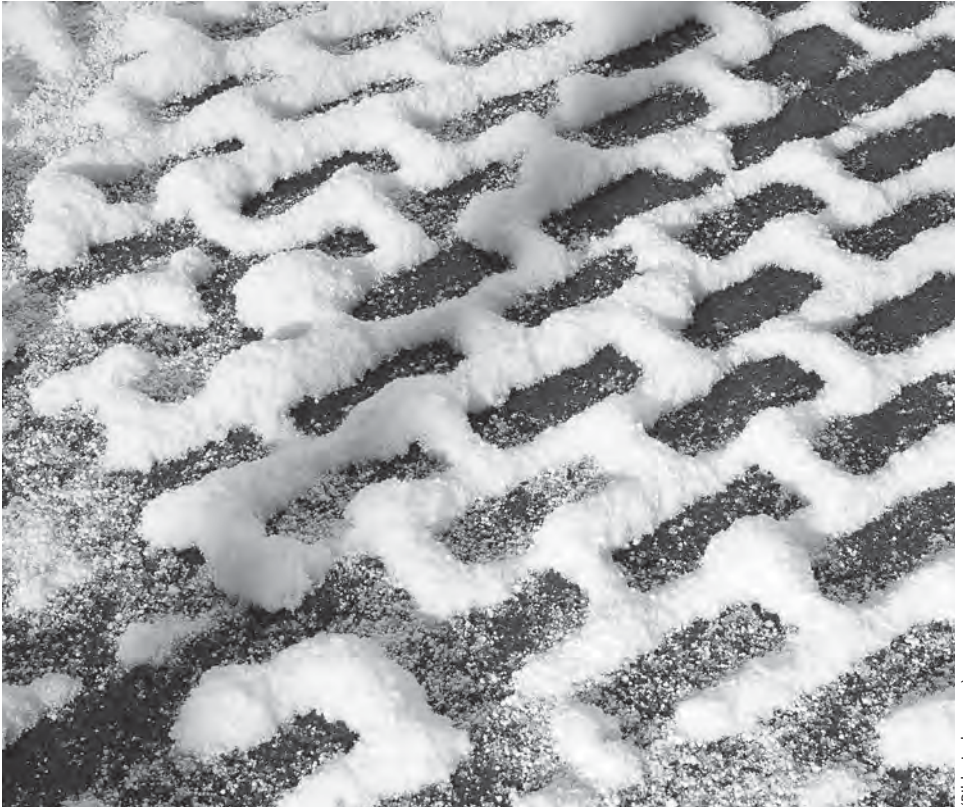
«Vielleicht könnten Sie auch etwas anderes verkaufen, Lebenshilfe zum Beispiel, wie wär's damit?», brach es aus mir hervor, und ich umklammerte den Stock.

Die Frau hinter dem Ladentisch schrumpfte wie zuvor die Puppe im Fenster, die sich nun, nach dem Knacken und Knistern zu urteilen, das in meinem Rücken hörbar wurde, zu erholen schien.

«Ich hab's versucht, aber niemand wollte mich anstellen», sagte sie.

«Versuchen Sie es immer wieder», entgegnete ich und drückte ihr den Stock in die Hand.

«Sie leben doch gerne – nicht wahr?»



(Bild: pixabay.com)

Handzahn

Zweiter Tag

Fremde Hände waschen meinen Körper, kämmen meine Haare, schieben mir das Brötchen in den Mund, führen die Kaffeetasse an meine Lippen, wischen mir den Mund und den Hintern, putzen meine Zähne, halten mir das Handy ans Ohr, drehen den Deckel der Mineralwasserflasche auf, richten das Trinkröhrchen, drücken den Radioknopf, öffnen das Fenster, decken mich zu und löschen das Licht, wenn draussen der Nachtwind wieder einen Tag verweht.

Fünfter Tag

Ich hätte auch eine andere Farbe für meine Gipse wählen können, auf dem Wandbrett im Gipszimmer standen nämlich noch rote, grüne, gelbe, türkisfarbene Modelle für Arme, Hände, Beine, Füße aufgereiht, hohle, harte, von ihren geheilten Gliedmassen verlassene Hüllen aus Gewebe und Gips. Ich wählte blau, kobalt für meinen linken, ultramarin für meinen rechten Arm, und stellte mir vor, sie als Schutz über den Kopf zu halten, falls mir die weisse Decke meines Krankenzimmers auf den Kopf fiel. Meine blauen Arme würden einen vertrauten Baldachin bilden, aus kobaltblauem Zürcher Alltagshimmel und ultramarinblauem Engadiner Heimweh-Himmel.

Sechster Tag

Zum Glück gibt es Wände in den Gängen des Universitätsspitals, unverstellte Wände, die ich entlang schleichen kann, sie geben mir Halt und Sicherheit. Mit dem Rücken lehne ich mich an sie, wenn jemand vorübergeht, und kreuze meine blauen Arme wie einen Schild vor der Brust. Meine Augen flackern böse: Bleibt mir vom Leib, ihr Ärzte mit euren schnellen Schritten, ihr Pflegenden mit eurem nervösen Getrippel, ihr wankenden Patienten mit euren wackeligen Infusionsständern, ihr Besucher in euren dicken Mänteln, mit euren ausladenden Taschen und eurer überschäumenden Gesundheit. Ihr tut so, als wäre der Flur ein Flussbett für euer selbstbewusstes Strömen, ich sage euch, es dauert nur den Bruchteil einer Sekunde, um an den Rand gespült zu werden.

Zehnter Tag

Von den blauen Hüllen befreit, offenbaren sich meine Hände neu: Die Daumenballen sind zäh verhornt, die Landkarten auf den Handrücken haben weisse Flecken bekommen, die sich über Nacht ausdehnen, von den Handtellern lösen sich krümelig weisse Schuppen und von den Handgelenken schälen sich hauchdünne Röllchen Haut, wie winzige Papy-

rusrollen, auf denen eine lange Geschichte geschrieben steht.

Fünfzehnter Tag

Zu Hause sitzen und nichts tun dürfen, ausser:

der Fliege zuschauen, die zu Schuberts «Winterreise» über die Fensterscheibe beinelt, von unten nach oben ...

den Blumen auf dem Balkon beim Wachsen und jenen in der Vase beim Welken,

der Biene, die im Bücherregal auf dem Rücken liegt, beim Totsein.

Die Hände nicht stören, sie haben zu tun, müssen heilen.

Auf dem Schreibtisch stellt sich der Laptop tot, und die Einladung des Schriftstel-

lerverbandes ist am 12. März verwendet, heute ist der 29.

Gern würde ich die abgelaufene Zeit entsorgen.

Der Papierkorb gähnt. Was ein leerer Papierkorb wohl für einen Zeitbegriff hat?

Die Fliege hat die Oberleiste des Fensterquadrats erreicht, fliegt zur Unterleiste zurück und beginnt eilig von vorn hinaufzubeineln ...

Sechzehnte Nacht

Ich weiss, ich bin tot. Ich sehe mich als schwarzen, beweglichen Balken unter einem dunklen Strich liegen und versuche herauszufinden, wie es ist, tot zu sein. Ich übe mich darin, tot zu sein, es ist noch neu für mich.

Fundsachen II

5

eine tüte verbrauchter
luft

ein handvoll genauer
verhältnisse

kartons ordentlich
sortierter wünsche

(beim umzug)

GRAU

gestrichene
wolkenbänke
tragen
heute
die gestern
gestrichenen
fragen
davon

SCHWIMMEN

sagst du musst du
weit hinaus

bis hinter den
wortrand vielleicht

willst du zumindest
die fransen

denkst du sagst du

die lebensfransen
zu bunten

hoffnungsfäden
verknüpft sehen